

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

358 (30.12.1923) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Die Eroberung der Luft.

Von Alexander von Gleichen-Nußwurm.

I.

Vor dem Tempel zu Olympia herrscht reges Leben, die sportfreundige Jugend aller Stämme Griechenlands ist zusammengedrängt, Priester, Dichter und Philosophen mischen sich redend und lebhaft gestikulierend unter die Jugend; Händler bieten ihre Waren, Salbentöpfe, Bänder, kleine Götterbilder zum Kaufe an, ein Zug von Rennfahrern zieht vorüber, der Sieger der vorigen Olympiade wird mit Jubel begrüßt. Mädchen kommen mit Blumen und streuen sie anmuthsvoll auf die Stufen des Tempels, der Zug ordnet sich, in das Heiligthum einzutreten, Tuba- und Posaunenbläser künden, auf den oberen Stufen stehend, den Beginn der heiligen Spiele.

In der Palaistra üben sich Diskuswerfer und Ringler, kritisch betrachtet von älteren Männern, sie werden von den Spielordnern gerufen.

Endlose Menge füllt die Zuschauertribüne des Stadions, das Fest nähert sich dem Höhepunkt, die Wettläufer haben ihren Lauf begonnen, der Sieger kommt ans Ziel, fast zusammenbrechend wird er vom Oberpriester umarmt. Der feurige Tumult beruhigt sich, der Dichter tritt auf. Er trägt, umringt von andächtigen Hörern, unter die sich die Wettkämpfer mischen, die Geschichte von Dädalos und Ikaros vor, lebhaft nimmt das Publikum teil an der Erzählung, in den Gesichtern der Kräftigsten und Schönsten unter den Jünglingen malt sich deutlich die Sehnsucht, zur höchsten Leistung, dem Flug zu gelangen — dem Märchen Wirklichkeit zu geben.

Der Dichter erzählt: Dädalos und sein Sohn Ikaros waren von den Kretern in tiefes Gefängnis geworfen und zwar in das Labirinthis, aus dem ein Entkommen unmöglich schien. Sie suchten einen Ausgang und finden keinen. In höchster Not flieht Dädalos zu den Göttern. Da sieht er durch eine Öffnung in der Decke die Sonne, den blauen Himmel und einen vorüberfliegenden Vogel; zu seinen Füßen findet er Federn, den Rest eines Kampfes wider Vögel... er sucht weiter; sie finden — Vater und Sohn — einen Bau wilder Bienen, sie nehmen das Wachs, sie bilden künstliche Flügel und entleeren dem Gefängnis... Doch Ikaros will höher fliegen, die Flügel lösen sich, er stürzt ab. Der Vater beweint den Sohn. „Denn die Götter wollen nicht, daß der Mensch zu hoch sich erhebt.“

In den Augen der Zuhörer leuchtet Begeisterung, sie jubeln dem Dichter zu, die Frauen reichen ihm Blumen, die Jünglinge strecken die Arme zum Himmel empor und wie aus einer Stimme klingen die Ruf:

„Fliegen! Wir wollen fliegen!“ Über den Lärm und die freudige Unruhe besänftigt die Gebärde des Dichters, die Flügel lösen sich, er stürzt ab. Der Vater beweint den Sohn. „Alles Wirkliche hat zuerst der Dichter gesehen!“

Der Jubel steigt, die Jünglinge nehmen den Dichter auf ihre Schultern die Frauen und Mädchen folgen, die olympischen Sieger ziehen vorüber, allmählich leert sich das Stadion. Der Dichter aber steht heimlich, während es dämmernd, zurück. Antiochus hört seiner, die Leiter gleitet zur Erde und er umarmt das Mädchen. „Nur Flug geht in das Land der Liebe.“

II.

Ein anderer Bild. Am prächtigen Renaissancehof Rodovicos II Moro (um 1480) sehen wir Leonardo di Vinci, er hat sich viel mit Mathematik, Physik und alten Sagen beschäftigt. Jetzt hat er zu einem Fest den Tanz der Planeten erdormen und führt der festlichen Gesellschaft die Pla-

neten und ihre astrologische Bedeutung, vorführt in schönen Frauengestalten, vor. Zum Schluß verschwinden sie auf einer im Saal aufgestellten Bühne durch eine „finnreiche Vorrichtung“ (wie in einem Renaissancebrief steht) emporgezogen nach oben. Die Hofgesellschaft des Herzogs beklammert Leonardo, eine deutsche Dame, die Gräfin von Cleve, tritt zu ihm und zieht ihn ins Gespräch. Sie interessiert sich für die schwebenden Planetenfiguren und möchte seine Werkstatt sehen. In Leonardos Werkstatt sind viele Vogelgeleite, aufgeschraubte Flügel, er sagt ihr, seit er im Daid die Sage von Dädalos und Ikaros gelesen, sei daran glaube, eine Flugmaschine für den Menschen zu erfinden. Sie antwortet, daß auch in Deutschland solche Sagen vorhanden seien. Sie spricht von dem Schwanenjungfrauen und von Wieland dem Schmied.

Wieland schmiedet in der Schmiedewerkstatt an seinem kunstreichen Flügelpaar, müde tritt er vor die Höhle und sieht im See in der Nähe die Schwanenjungfrauen baden. Sie haben ihre Flügelgewänder abgelegt und tummeln sich im Wasser. Er schleicht näher und sieht ein Gewand. Jammer der Frauen, er lacht und führt die Verabie heim. Sie flieht, als er im Schlafe liegt, die Schwestern holen sie ab und geben ihr ein neues Gewand; ihr Lachen weckt Wieland, er ist frohlos, bläst das Feuer an und beginnt von neuem zu schmieden.

Sein Flugzeug ist vollendet, er legt es an und fliegt aus der Höhle, seine Schwanenjungfrau zu suchen... Die Gräfin beschließt ihre Erzählung: „So scheint überall und immer Fliegen die ewige Sehnsucht der Menschheit.“

Sie verläßt Leonardo, er nimmt ein Vogelgeleite in die Hand und breitet fessend die Flügel aus; dann öffnet er einen Foliasten, um weiter zu studieren. Da tritt ein Bote des Herzogs zu ihm, ihn rufen zu rufen, es sei Krieg und er müsse sein Wissen zur Verfügung stellen, um eine neue Riesenkanone zu gießen. Leonardo verläßt sein Studio und wendet sich den Aufgaben des Tages zu.

III.

Glücklicher als Leonardo, der den Vogelflug nachahmen wollte, waren die Brüder Montgolfier, die den Versuch machten, den Gasballon, das ist die leichtere Luft, zum Dienst der Luftschiffahrt zu verwenden. Wir sehen die Brüder in ihrem chemischen Laboratorium arbeiten, wir sehen sie bei der Herstellung des Ballons beschäftigt und zum Abprobieren den Ballon in Tätigkeit setzen. Wir sehen sie im Jahre 1782 am Hof von Versailles feierlich aufsteigen und den jüngeren Bruder sich mit dem Ballonherablassen. Huldboll begrüßt ihn Maria Antoinette (1782): unter den Zuschauern ist Chazot, der sich an den Erfinder drängt, um ihm das lenkbare Schiffelein, das er erfunden hat, zu erklären. Seine Geliebte Margot möchte ihn zurückhalten. Sie streiten und trennen sich, Maria Antoinette zieht Montgolfier ins Gespräch und erzählt ihm, daß sie in ihrer Kindheit aus der deutschen Heimat die Geschichte des Schneideleins von Ulm vernommen habe, das von Münster in Ulm sich mit einem Fallschirm habe herablassen wollen, aber elend zerstückt sei. Das habe er nun besser gemacht. „Je weiter die Wissenschaft vordringt, desto näher käme sie“, sagte Montgolfier, „der Eroberung der Luft.“ Chazot will sich zur Gruppe drängen, wird aber von den Hofgärgern zurückgehalten.

IV.

Die Stürme der Revolution brausen durch Paris. Chazot, mit allen Erfindungen der neuen Zeit vertraut, in Chemie und Technik bewandert, hat — auf Leonardos Spuren weiterforschend — dem Vogelflug das technische Geheimnis des Fliegens abgesehen und ist daran, seiner Erfin-

dung das letzte noch fehlende Bindeglied anzufügen, als Robespierres Schergen ihn holen und wegen royalistischer Gesinnung ins Gefängnis werfen. Daran trägt Margot schuld, die ihn verraten hat und fälschlich angeklagt, da er ihre Liebe nicht erwidert und nur von seiner Erfindung träumte. Nun ist Margot verzweifelt und sucht ihn zu retten. Es gelingt ihr, bis zu Robespierres Vorzudringen, sie spricht von der Erfindung Chazots, fällt ihm zu Füßen, doch er hat nur ein mitteilloses kühles Lächeln und weist sie von sich. Sie sucht auf der Straße für Chazot Stimmung zu machen, man hält sie für eine Narrin, sie wehrt sich, wird in denselben Kerker wie Chazot geworfen.

Im Gefängnis herrscht das absterbende Leben des alten regime. Herren und Damen machen Konversation, Chazot, unter ihnen, erzählt von seiner Erfindung, er weist auf Ikar, auf Leonardos Bemühungen... Man hört höflich, aber spöttisch zu. Einige werden aberufen, sie verabschieden sich, wie man einen Salon verläßt und gehen zum Tode. Margot kommt. Sie fleht Chazot an, sich in einem Brief an den Konvent zu wenden. Einige helfen und bringen Papier und Tinte, Chazot setzt sich zum Schreiben. Es dunkelt, man gibt ihm die kleine Lampe. Er bleibt in seinem Winkel allein. Die Feder entfällt ihm, als er das Schriftstück schließen will, er schläft ein. Da träumt ihm, daß die Porten des Gefängnisses sich öffnen und ein Zug von Frauen und Männern heraustritt, in graue Schleiher gehüllt, ein Kopf, sie öffnen sich zu zwei Reihen, um einer königlichen Frau, die ebenfalls einen Kopf mit kleinem Gefolge erhebt, ehrerbietig Platz zu machen und sie mit tiefer Reuerenz zu begrüßen. Er — Chazot — tritt vor sie mit seinem Schreiben und will es überreichen, da verschwindet der Spitz, ihm wachsen Flügel, er hebt sich, um einer Erfindung nachzuschweben, die ungefähr die alte Montgolfiere (Ballon) von weitem zeigt.

In diesem Augenblick erwacht Chazot, es ist hell. Er schüttelt den Traum von sich und sieht sein Schreiben durch. Da öffnet der Türhüter die Tür und ruft: „Henri Chazot!“ Er macht sich bereit, bestiegt den Karren mit anderen, die verurteilt sind, zum Richtplatz zu fahren. Am Konvent erhält Robespierre das Schreiben des Erfinders, absehend wird es zur Seite gelegt mit dem Ausdruck: „Armer Narr!“

Die Frau mit und ohne Phantasie

Von Marie Solger

Alles tiefere Erleben ist letzten Endes Phantasieerleben. Die Phantasie vergoldet die Wirklichkeit, die Phantasie verführt uns in bunte Lande, die Phantasie hält alles in Fäulnis, die Phantasie gaukelt uns Märchenbilder vor, die Phantasie erbart Tempel der Schönheit, sie ist der Sonnenkraft, der die Landschaft vergeiltet, das Abendrot, das die Gipfel der Berge erleuchtet, der Mondenschein, der die Nacht in Silber taucht. Ja, aber wie alles auf dieser Erde, hat auch die lodende, strahlende Frau Phantasie ihre Schattenseiten, auch sie geht auf und geht an unserm Geisteshorizont, und wenn sie unter, so sieht die Wirklichkeit noch grauer aus, noch düsterer, noch langweiliger. Ja, sie lächelt hämisch, als ob sie sagen wollte, ja, so bin ich, nur du hast mir Lichter aufgedeckt, nur du hast mich mit Land behängt, nur du gibst mir Werte, die ich nicht habe. Ich bin nackt, nüchtern, alltäglich. Ich bin das Siedeleibende, das Stete, nur du wechselest, nur du wandelst dich, nur du siehst heute rot und morgen grau, jetzt Licht und später Dunkel. Die Phantasie ist launisch wie eine schöne verwöhnte Frau, sie ist spielerisch wie ein ver-

träumtes Kind, sie ist selbstherrlich wie ein stolzer Mann, sie ist tollkühn wie ein Mutiger, verwegene wie ein Knabe, aber sie verbraucht ihre Kräfte rasch, und wenn sie sich müde schlafen legt, dann ist die Erde ringsum dunkel, traurig, feelenlos. Und wir senken die Flügel und wir schließen die Augen und im Winkel sitzt die Trauer, nur die Sehnsucht spinnt in der Luft neue Reize, und Wünsche, tausend heimliche Wünsche stehen auf und verlangen sich in diesem Spinnennetz. Ringsum Stille, Alltäglichkeit. Die Schwesterjahre der Tage eine endlose, graue, weifenlose Kette.

Der phantasiebegabte Mensch geht nicht still und tatenlos seinen Weg, Erbe und Blut beherrschen sein Leben in stetem Wechsel, in ewigem Auf und Ab. Und die Frau, die phantasieelos ist, für die ist die Ehe ein Beruf, sie kennt keine Höhenlagen der Empfindung, aber auch keinen Tiefstand der Seele. Sie verkörpert das Element der Stetigkeit. Alles, was der Tag bringt, ist Wirklichkeit, heitere oder ernste, angenehme oder unangenehme, alle Tannen der Hausgenossen sind die Temperaturunterschiede, die notwendig sind und die man gleichmütig hin nimmt. Sie ist in den herrschenden Norm- und Sittengesetzen fest verankert, das ist der vorgeschriebene Weg, den andere für sie gebahnt, und den sie weiter geht, ohne daran zu rühren, ohne daran rühren zu wollen. In zu erhalten, ist ihre Aufgabe, nicht ihn zu ändern. Das Leben stellt ihr keine Rätsel, das Leben bedeutet ihr kein Erleben, kein Problem beunruhigt sie, kein Gedanke bringt sie aus dem Gleichgewicht. Das Leben bedeutet ein Geradeausgehen in gleichem Tempo, in gleicher seelischer Ruhe. Das ist die Ehefrau wie sie sein soll, die sich an der Seite des Mannes in jedem Format glücklich fühlt, der ihr die Prägung seines Lebens gibt, dessen Lebensanschauung die ihre, dessen Horizont ihr Horizont wird. Sie ist gütig, dienstfertig, arbeitsfrendig, ihr Tätigkeitsfeld scharf umgrenzend, ihren Wirkungskreis nie verlassend, ihre Hände nie ohne Arbeit, im Kopf nur ein Denken an die Notwendigkeit des Morgens. Ihre Liebe spult sich ab wie ein sauber gearbeiteter Wollsträhn, nur Neugierliches, nur wenn das Schicksal in Leid und Weh an ihre Türe klopf, ein Knoten, den man geduldig entwirrt und weiter widelt.

Die phantasiebegabte Frau ist die Frau, die in der Ehe unglücklich ist, die über die Hutterstube hinaussteht mit einem Herzen voll Sehnsucht, mit Augen, in denen Träume wohnen, in denen ein Ahnen liegt von einem Glanz jenseits der Alltäglichkeit. Für sie ist die Ehe kein Beruf, sondern das Heiligthum der Säkularität, und die gar bald das Köpchen hängen läßt, denn der grauen Herbsttage gibt es gar viele und sie braucht Sonne, nicht Regen Licht, nicht Dunkel, Freude, nicht Arbeit. Nicht Zurückleben, nicht Gleichklang, sondern Tiefe, Erleben, Erleben. Die gerade Straße läuft so einformig, und rechts und links, du siehst sie nicht, loden Nelken, duften Rosen, grünen heimlich blaue Bergameinmisch, lächeln weiße, großäugige Wunden, glühen tiefrote Beeren. Und ihre Augen weiten sich, und ihr Herz ist schlagbereit, und ihre Sinne fliegen, und das Leben wandert die Alltagsstraße Tag um Tag in gleichem Schritt und Tritt.

Und Bächter stehen vor der Türe, und wollen sie zwingen, und wollen sie knebeln, aber ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihre Sehnsucht zieht in die Unendlichkeit und niemand, niemand vermag sie zu halten. Die Grenzen der Gewalt, die Schranken des Notwendigen überfliegen sie und ihre Phantasie führt sie in andere Welten, weit, weit fort. Die phantasiebegabten Frauen sind die ewig Fremden die ewig Wandelbaren, ewig Suchenden, ewig Wartenden, die Deimalosen, die trotzdem oder gerade deswegen das ewig anzuehbare Element auf dieser flachen Erde bedeuten.

Balkan.

Sklave von Reinhold Ortman (München).

Ein bescheidenes Studentenstübchen in einer südbalkanischen Universitätsstadt. — Mitternacht ist vorüber, aber Boris Tanew sitzt noch an seinem mit Büchern überladenen Schreibtisch. Doch er arbeitet nicht, und er läge wohl besser im Bett, denn er ist ohne Zweifel bei schlechter Gesundheit. Sein bageres, junges Gesicht zeigt im Lichtschein der grün verbläuten Studierlampe eine erschreckende Blässe. Da klingelt von der nächstlichen stillen Straße herauf deutlich sein Name. Tanew schrickt zusammen und erhebt laufend den Kopf. Dann, als sich der Ruf wiederholt, steht er langsam auf und öffnet das Fenster. „Gruew, bist du's?“

„Ja. Ich möchte noch eine Zigarette bei dir rauchen. Wirf mir den Haus Schlüssel herunter.“

„Ich habe Kopfschmerzen, Gruew! Und ich wollte mich eben niederlegen.“

„Dah! Du brauchst ein bißchen Zerstreuung. Laß mich nur ein.“

Und Tanew gehorchte. Der hinabgeworfene Schlüssel klickt auf dem Pflaster. Dann geht der Student auf den Korridor hinaus, um eine Kerze anzuzünden, denn die Stiege ist dunkel. Seine Finger zitterten so, daß er eine lange Zeit für die kleine Verriegelung braucht. Als er mit dem brennenden Licht auf den Treppenaufgang hinaustritt, ist der Andere schon beinahe oben. Mit gisterhafter Pflöcklichkeit taucht sein Kopf aus der Finsternis in die flackernde Delle. Sein Gesicht erdichtet Tanew seltsam fremd, älter, finsterner, fast feindselig, und er gewinnt es nicht über sich, ihm die Hand zu reichen. Die Tür des Stübchens schließt sich hinter den beiden und Gruew läßt sich in eine Ecke des verblühten Sofas fallen.

„Ich hatte ein Bedürfnis, mich nach dir umzusehen. Seit mehreren Tagen hast du dich nicht mehr im Deutschen Hof blicken lassen. Wo steckst du eigentlich?“ — „Ich habe gearbeitet.“

„Was für ein Unikum! Glaubst du denn, daß es noch einen Zweck hat?“

„Bist du nur gekommen, um mit solche Freundschaften zu sagen?“

„Nein, eigentlich nicht deshalb. Aber wovon soll man reden? Heute Abend war ich im Theater. Ein abgemachtes Stück. Aber es wurde sehr gut gespielt. Besonders die eine Szene. Stell dir vor, Tanew: Zwei Menschen sitzen sich gegenüber. Der eine ist ein Mörder, der alle Nervenkräfte anstretet, seine Schuld zu verheimlichen. Der andere hat einen Verdacht gegen ihn, aber nicht den Schatten eines Beweises. Sie unterhalten sich einfüßig von gleichgültigen Dingen. Aber diese Unterhaltung ist schrecklich, denn man fühlt, daß beide an nichts anderes denken, als an den Mord. Die Lippen des Besuchers fragen nichts, aber seine Augen, die unverwandt auf das Gesicht des andern gerichtet sind, fragen beständig. Sein Blick ist eine Anklage die immer lauter, immer furchbarer wird. Der Schuldige windet sich unter diesem Blick in wachsender Qual. Er gibt verzerrte Antworten und fängt an, Unfluth zu reden, bis er plötzlich mit dem Verweilungsschrei aufspringt: Ja — ja — ja, ich habe es getan! — Wertwändig — nicht wahr?“

„Theater!“

„Allerdings. — Möchtest du mir nicht Feuer geben, Tanew?“

Der Student erhebt sich aus seinem Stuhl und tritt an den Tisch, um dem Freunde das angezündete Streichholz an die Zigarette zu halten. Er sieht ihn nicht an, aber er fühlt, daß die Augen des andern unverwandt auf sein Gesicht gerichtet sind, und seine Hand fährt hin und her, so daß das unsterbliche Flämmchen die Zigarette nicht in Brand zu setzen vermag. Nun erlischt es ganz.

„Bitte — bemühe dich nicht weiter. Gib mir die Schachtel. Aber du siehst wirklich schlecht aus.“

„Zimmerluft. Ich bin seit drei Tagen nicht mehr aus dem Hause gewesen.“

„Auch nicht bei Danilow?“

„Nein. Was sollte ich bei ihm?“

„Nun, du konntest ihm doch gratulieren weil er sich mit Kenia Grenadiewer verlobt hat. Oder

hast du die Karte nicht erhalten, auf der ich dir's mitteilte?“

„Ja. Aber ich begriff nicht, warum du es tatest.“

„Nun, ich kannte doch dein Interesse für Kenia. Ehrlich gesagt, ich hatte dich sogar im Verdacht, bis über beide Ohren in sie verliebt zu sein.“

Tanew bleibt stumm.

„Sie ist eine oberflächliche, leichtsinnige Person. In diesem Augenblick freilich bedauere ich sie von Herzen.“

Langsam, mit heiserer, gequälter Stimme kommt die Frage:

„Du bedauerst sie? Beshalb?“

„Ja so, du weißt es doch gar nicht, daß sie unsern armen Alexander heute früh aufgefunden haben — tot — mit einer Kugel im Schädel. Auf demselben einsamen Berg am Fluße, wo wir beide so oft mit ihm spazierten.“

Tanews Kopf ist jetzt noch weiter in das Halb-dunkel zurückgelehnt. Sein bleiches Gesicht leuchtet nur als ein verschwommener weißlicher Flecken daraus hervor. Beinahe tonlos fallen die Worte von seinem Lippen:

„Tot — sagst du? Er hat sich erschossen! Unmöglich!“

„Leider ist es Wahrheit. Ich habe seine Leiche heute Abend im Schonhause mit eigenen Augen gesehen.“

„Bist du im Schonhause gewesen? Ich meine, du warst im Theater?“

„Sagte ich so? Nun, dann war es gelogen. Wie hätte ich heute ins Theater gehen sollen. Alexander war doch mein bester Freund.“

„Es ist grauenhaft. Und was — was kann ihn zum Selbstmord getrieben haben?“

„Aber es war ja gar kein Selbstmord!“

„Du sagtest doch, er habe sich erschossen?“

„Nein! Du warst es, der davon sprach nicht ich! Die abgeschossene Waffe lag allerdings neben ihm. Aber gewisse Anzeichen sprechen für ein Verbrechen. Man sucht nach dem Mörder.“

Langes Schweigen. Dann wieder Tanews Stimme:

„Du mußt mich jetzt wirklich entschuldigen. Ich kann nicht länger aufbleiben. Morgen werden wir weiter davon reden.“

Gruew nickt langsam auf.

„Du bist krank — ich sehe es wohl. Und du brauchst mich nicht hinunter zu begleiten. Ich habe ja den Haus Schlüssel und ich kann ihn dir morgen zurückbringen, wenn du ihn dann noch brauchst.“

Er fährt mit der Hand in die Tasche, und als er sie wieder herauszieht, hält er einen Revolver zwischen den Fingern.

„Ich lasse dir dies da zurück. Er ist nicht schlechter als deiner, der auf der Polizei liegt.“

„Auf — der — Polizei?“

„Ja. Ich ließ mir die Waffe zeigen, die man neben dem Toten gefunden. Und ich erkannte auf den ersten Blick den Revolver, den ich dir vor einem Jahre geschenkt. Diesen hier brauchst du nicht zu laden. Ich habe das schon besorgt!“

Er legt den Revolver auf den Tisch. Regungslos sitzt Tanew noch immer auf seinem Stuhl. Seine Antwort ist nur ein undeutliches Gemurmel.

„Ich verstehe dich nicht — ich weiß nicht, was du von mir willst.“

„Ich war Alexander Danilows bester Freund. Aber ein wenig bin ich auch der deinige, Tanew! Darum habe ich dem Polizeibeamten nicht gesagt: „Die Waffe gehört meinem Landsmann Boris Tanew!“ Und ich habe ihm nicht von Kenia Grenadiewer gesprochen, die du liebst und die der andere dir abwendig machte. Es war alles, was ich für dich tun konnte.“

Eine kleine Weile wartet er auf Antwort. Aber er wartet umsonst. Da wendet er sich zum Gehen.

„Ich lasse dich jetzt allein! Lebe wohl!“

Damit verläßt er das Zimmer und taftet sich über die dunkle Stiege hinab. Unten aber geht er seinen Schritte davon.

Nur halb im Traume hören die Hausbewohner den Knall des Schusses, mit dem sich eine Viertelstunde später der Mörder Alexander Danilow's gerichtet.

